

Wir sind die letzte Generation!

***Pröpstin Henriette Crüwell anlässlich des
Reformationsgottesdienstes in der
Oppenheimer Katharinenkirche am 31.10.2023***



Foto: Farideh Diehl

Liebe Brüder und Schwestern, so sehen das zumindest in unseren Tagen immer mehr junge Menschen und manche von ihnen kleben sich in ihrer Verzweiflung sogar auf die Straße. Sie werden als Terroristen beschimpft und fühlen sich dabei doch selbst so schrecklich ohnmächtig angesichts dessen, was sie vor Augen haben. Denn sie sehen für sich kein Morgen und keine Zukunft mehr!

„Ich brauche keinen Bausparvertrag und auch keine Altersvorsorge,“ sagte neulich eine 20-Jährige mit Tränen in der Stimme. „Ich werde eh nicht älter als dreißig. Und Kinder werde ich auch keine kriegen. Es ist doch schon fünf nach zwölf! Wo soll denn die Zukunft unseres Planeten noch herkommen?!“

Liebe Brüder und Schwester, ich bin tief betroffen über die Hoffnungslosigkeit dieser jungen Frau. Und wohin ich auch schaue, sehe ich sie in vielen Gesichtern. Nicht nur in den Nachrichten aus aller Welt, in den erschöpften Mienen der Geflüchteten an den Grenzen Europas, in den müden Augen der ukrainischen Soldaten in ihrem Kampf um jeden Zentimeter, in den verlorenen Blicken der israelischen Familien, die Schreckliches gesehen haben, in der Resignation jener im Gazastreifen, die von den eigenen Leuten zwischen den Fronten zerrieben werden.

Ich sehe die Verzweiflung hier auch unter uns. Alte wie Junge haben heute das Gefühl, dass ihnen die Zukunft verschlossen bleibt und es kein Morgen mehr gibt. Die Einen aus Ohnmacht, dass der Boden unter ihren Füßen nicht mehr trägt. Die Anderen aus Eigennutz, die sich in Sicherheit bringen, weil nach ihnen nur noch die Sintflut kommen kann.

Liebe Brüder und Schwestern, die Verzweiflung ist eine Falle, in die wir alle geraten, wenn wir uns in uns selbst zurückziehen. Denn sie macht einsam. Durch sie verlieren wir den gemeinsamen Horizont, in den hinein es sich zu leben lohnt.

Und weil sie so allgegenwärtig ist, diese Verzweiflung, möchte ich heute mit Ihnen darüber nachdenken, liebe Brüder und Schwestern. Denn nur, wenn wir unsere Gedanken lebendig halten und ihnen gemeinsam die Stirn bieten, können wir durch sie hindurch zur Hoffnung finden. Denn die Hoffnung hat ja den Mut, hinzuschauen, die Augen nicht zu verschließen vor der Not und dem Leid und der Angst, sondern beieinander zu bleiben und leise aber bestimmt „Ja, trotz alledem!“ zu sagen. Dieses „Trotz alledem“, unterscheidet die Hoffnung nämlich vom Optimismus, der leugnet, was ist, der den Ernst der Lage verschleiern und glauben macht, man habe doch für alles eine Lösung.

Und heute, am Abend des Reformationstags sind wir mit unseren tastenden „Ja, trotz alledem“ in bester Gesellschaft, liebe Gemeinde. Denn auch der junge Mönch Martin Luther kannte sie, die Verzweiflung, zur Genüge und wusste, was sie anrichten kann. Aber er ist ihr nicht ausgewichen und kam auf keinem anderen Weg als diesem zu der befreienden Einsicht, dass wir Menschen Glauben und Vertrauen und Hoffen nicht machen können und die Zukunft nicht

selbst in der Hand haben, sondern Gott mit seiner Gnade in unserer Schwachheit mächtig ist.

Und deswegen hat uns Luther schließlich auch ein Apfelbäumchen vererbt. Zumindest erzählt es so die schöne Legende, nach der der große Reformator einmal gesagt haben soll: „Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch einen Apfelbaum pflanzen!“

Denn „der Wunsch nach der Landschaft diesseits der Tränengrenze“ taugt nicht, auch nicht „der Wunsch den Blütenfrühling zu halten und der Wunsch verschont zu bleiben“.

Es taugt nur „die Bitte,“ wie die Dichterin Hilde Domin bemerkt, was auch Luther einst erkannte. „Es taugt die Bitte, dass bei Sonnenaufgang die Taube den Zweig vom Ölbaum bringe. Dass die Frucht so bunt wie die Blume sei, dass noch die Blätter der Rose am Boden eine leuchtende Krone bilden. Und dass wir aus der Flut, dass wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen immer versehrter und immer heiler stets von neuem zu uns selbst entlassen werden.“ Ist das nicht Hoffnung pur, liebe Brüder und Schwestern? Denn sie verspricht uns nicht, dass wir schon irgendwie glimpflich davonkommen werden. Sie ist vielmehr „die überwundene Verzweiflung“, so der französische Dichter Georges Bernanos.

Auch der Prophet Jeremia buchstabiert diese Hoffnung wider alle Hoffnung im Buch der Bücher durch. In der jüdischen Tradition wird er deshalb auch „der Prophet der Tränen“ genannt. Und die ihm zugeschriebenen Klagelieder sind heute wieder aktueller denn je.

Jeremia geht bis an den Rand der Verzweiflung, die einen Menschen angesichts des grenzenlosen Leids und des abgründigen Irrsinns in dieser Welt befallen

kann, und stellt sich damit an die Seite derer, die das immer und immer wieder erleben müssen. Und die sich immer und immer wieder zur Hoffnung durchringen und ihr Apfelbäumchen pflanzen. Trotz alledem.

1937, als das Reich der Schatten seine Schatten vorauswarf, hat Franz Werfel einen Roman über diesen Jeremia geschrieben. In der Schlusszene irrt der Prophet durch die Trümmerfelder der einst so schönen und stolzen Stadt Jerusalem. Und im zerstörten Tempel findet er unter all dem Schutt eine Scherbe mit einem Satzfragment der 10 Gebote. Buchstabe für Buchstabe entziffert Jeremia aus den Schriftzeichen dieser Scherbe die Verheißung: „...damit du lebest!“

Damit Du lebst! Am äußersten Rand der Verzweiflung bringt der Prophet Jeremia diese Hoffnung in ein Wortspiel, das leider nur im Hebräischen zum Klingen kommt: „Und siehe des Herrn Wort geschah zu mir und er sagte: Was siehst du, Jeremia? Und ich antwortete: Ich sehe den Zweig eines Mandelbaums, – im Hebräischen: „Schaked“. Und der Herr sprach zu mir: Du hast recht gesehen, denn ich wache – im Hebräischen: „schoked“ – über mein Wort, dass ich es halte.“

Liebe Brüder und Schwestern, rund um Jerusalem blühen die Mandelbäume schon mitten im Winter. Sie sind Vorboten, dass der Frühling nicht mehr lange auf sich warten lässt. Und jede Blüte ist ein Zeichen der Hoffnung, dass das Leben stärker ist als die Angst und die Verzweiflung.

„Freunde, dass der Mandelzweig wieder blüht und treibt, ist das nicht ein Fingerzeig, dass das Leben bleibt,“ fragt der jüdische Journalist und Religionswissenschaftler Schalom Ben Chorim in einem seiner Gedichte, das vertont wohl eins der tröstlichsten Lieder in unserem Gesangbuch ist.

1942 ringt er um Hoffnung im Angesicht der Vernichtung seines Volkes durch die Nazis und hat die Kraft für folgende Worte: „Tausende zerstampft der Krieg, eine Welt vergeht. Doch des Lebens Blütensieg leicht im Winde weht.“

Was ist das für eine Hoffnung, liebe Brüder und Schwestern?

Jeden Tag und immer und immer wieder zeigt das Leben aufs Neue, dass es nicht anders kann, als trotz allem zu leben. Und es tut gut, sich am blühenden Zweig festhalten zu können. Auch jetzt.

Aber was ist das für eine Hoffnung für all die Unzähligen, die aus den Kriegen nicht wieder heimkehren? Für die von den Terroristen auf abscheulichste Weise umgebrachten Kinder? Für die Millionen, die zwischen den Fronten auch in dieser Stunde aufgerieben werden? Was ist der Blütensieg denn für eine Hoffnung für die hoffnungslos Verzweifelten, die kein Auge mehr für die blühenden Knospen haben?

„Das Zeichen“ überschreibt Ben Chorim sein Gedicht. Denn trotz allem sind diese Mandelblüten rings um Jerusalem für ihn, der Freunde und Familienangehörige in diesem schrecklichen Krieg verloren hat, auch jetzt in den schwärzesten aller schwarzen Stunden ein Zeichen der Hoffnung wider aller Hoffnung. Denn in der hebräischen Sprache scheint noch ein Trost hindurch, der kaum in Worte zu fassen ist. Warum? Weil er unsere menschliche Vorstellungskraft übersteigt. Ein Trost, von dem zu künden die Propheten nicht müde werden, nach Worten zu tasten und nach immer neuen Bildern zu suchen. Mit seinem Gedicht zitiert Ben Chorim Jeremia und jenes tröstliche Wortspiel, das wir eben schon gehört haben:

„Ich sehe den Zweig eines Mandelbaums – im Hebräischen: „Schaked“, sagt der Prophet. Und der Herr antwortet ihm: „Du hast recht gesehen, denn ich wache – im Hebräischen: „schoked“ – über mein Wort, dass ich es halte.“

Der Mandelzweig, liebe Brüder und Schwestern, ist hier also nicht nur ein Zeichen mitten im Winter, dass auch der Frühling bald wieder da ist und das Leben irgendwie weitergeht, sondern vielmehr noch, dass mitten im Winter, mitten im Leid, mitten im Untergang, mitten in der Verzweiflung – im Tod sogar – Gott nahe ist und aufmerksam „über seinem Wort wacht, dass er es halte...“

Und was ist das für ein Wort, liebe Geschwister, über das Gott wacht?

Es ist das Wort, das im Anfang war und auch am Ende das erste sein wird. Das Wort, mit dem Gott uns alle ins Dasein liebt. Jeden Augenblick neu. Und das einst Gerechtigkeit schaffen wird den Lebenden – und den Toten. Und das entziffert heißt: „Damit du lebst!“

Ja! Und das, liebe Brüder und Schwester, das bedeutet doch immer und immer wieder dasselbe: Damit Du lebst für die Hoffnung der Menschen. Und die ist für uns Christen zum Namen geworden, zum Namen Jesus Christus, in dem wir, die Gläubigen aus den Völkern mit Israel gemeinsam rufen, seufzen, schreien können: Abba, Vater!

Denn Gott ist und bleibt unsere gemeinsame Hoffnung, in die hinein wir leben, auch wenn wir sterben, liebe Brüder und Schwestern. Und das ist keine billige Vertröstung. Das ist Trost mitten in der Verzweiflung. Denn mitten in der Enge der Angst tut sich der Horizont auf, weil Gott seine Ewigkeit in unser Herz hineinlegt, jeden Tag neu, wie es der weise Lehrer Kohelet gesagt hat.

Und mit dieser Ewigkeit im Herzen sind wir dazu berufen, wie der Mandelzweig selbst zum Zeichen zu werden, zu Zeuginnen und Zeugen also für diesen weiten Horizont, in den wir durch Christus hineingestellt sind.

Und das heißt dann heute wieder mehr denn je, wenn ich das hinzufügen darf, liebe Brüder und Schwestern, uns einzumischen bei aller Ohnmacht und Hilflosigkeit, die wir vielleicht angesichts all des Wahnsinns in unserer Zeit empfinden. Und das heißt dann auch, immer wieder gemeinsam der Verzweiflung, die in so vielen Gesichtern wohnt, die Stirn zu bieten, indem wir aufeinander achten, miteinander weinen und leise aber bestimmt gemeinsam immer wieder aufs Neue sagen „Ja, trotz alledem!“, und dann unsere Apfelbäume pflanzen, auch wenn morgen die Welt untergeht!

Zu allen Zeiten hatten Menschen Angst, die letzte Generation auf Erden zu sein. Aber die Hoffnung, und sie ist doch nicht zu leugnen, liebe Brüder und Schwester, die Hoffnung ist es, die uns dennoch schlafen und essen und trinken und lachen und tanzen und lieben lässt. Könnten wir denn sonst überhaupt noch weiterleben?

Manchmal denke ich, mindestens dabei ist Gott für uns alle – auch für jene, die nicht an ihn glauben – zum Greifen nahe.

Und in dieser Hoffnung können wir dann auch heute wieder die erste Generation sein wie schon viele vor uns. Die erste Generation, die die Taube mit dem Ölweig im Schnabel heimholt und wieder dem Ruf folgt, der an uns Menschen durch die Zeiten hinweg ergeht, immer und immer wieder: Kehrt um! Und glaubt an das Evangelium!

Mögen Sie alle in dieser Hoffnung bewahrt bleiben!

Amen